

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 58 (1949)
Heft: 10

Artikel: Schweizer Gelehrte sehen die Berge
Autor: Tschudi, Friedrich von / Heer, Oswald / Rütimeyer, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975836>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZER GELEHRTE SEHEN DIE BERGE

F r a g m e n t e

*E*in unbekanntes Land, ein Land voll Zauber und märchenhafter Pracht schimmert über den letzten grünenden Bergstufen, über den letzten, breiten grauen Felsengalerien, still und ernst wie der Tod, erhaben und majestätisch wie die Herrlichkeit des Ewigen, ein Bindeglied zwischen Himmel und Erde, wo der Mensch und die ihm gerechte warme Natur keine Heimat mehr findet, wo dieser stolze Herrscher der Welt, von dem Gefühl seiner Ohnmacht übermannt, nur stundenlang, nur mit flüchtigen Pilgerschritten einen Gang zu den höchsten Wundern der Erde wagt.

Friedrich von Tschudi (1820—1886).

*

*W*enn wir an einem schönen Sommertage unsere hohen Gebirgzzinnen ersteigen, ist es nicht allein der Blick auf die Landschaft, welche vor uns ausgebreitet liegt, der uns fesselt, sondern fast ebenso sehr der unendlich erweiterte Horizont. Ueber uns haben wir den dunkelblauen Himmel, der nach allen Richtungen bis ins Unendliche sich auszudehnen scheint; sein Saum senkt sich in bläulicher Ferne auf die Erde und verschmilzt so geheimnisvoll mit derselben, dass nur ein zarter Schleier unsern Blick in das endlose Weltall zu verhüllen scheint. Aehnlich ist der Eindruck, wenn wir zum erstenmal das Meer vor uns sehen. Es ist auch das endlose Blau, das in unendlicher Ferne mit dem Himmel sich zu vermählen scheint, das zunächst diesen grossartigen Eindruck auf unser Gemüt hervorbringt; dann aber auch die ganz eigentümliche und uns fremdartige Welt von Pflanzen und Tieren, die an der Küste uns entgegentritt. Sie wurden vom Meere ausgeworfen und lassen uns ahnen, dass auch die geheimnisvollen Tiefen des Ozeans mit Leben erfüllt und der Schauplatz einer wunderbaren Welt sind; einer Welt, von der wir nur durch mühsame Forschungen und durch die Pflanzen und Tiere, welche das in Aufruhr gebrachte Meer an die Küsten schleudert, Kunde erhalten. Um das grossartige Schauspiel zu geniessen, welches das Meer uns darbietet, müssen wir Binnenländer grosse Reisen unternehmen. Allein, genauer betrachtet, haben wir das Meer auch bei uns; ja wir wohnen inmitten eines grossen Seebeckens; aber das Meer

ist abgeflossen und ausgetrocknet. Die Wasserfläche sehen wir daher allerdings nicht mehr vor uns, aber die Tiefen des Meeres sind uns enthüllt und offenbaren uns ihre geheimen Schätze. Wir sehen da weitausgedehnte Korallenriffe, die ganze Felswände zusammensetzen; einst belebten Myriaden von Tierchen dieselben, welche geschäftig waren, diese Kalkfelsen aufzubauen; Baumeister, die trotz ihrer Kleinheit Bauten ausführten, welche alle Wechsel der Zeiten überdauert haben und noch jetzt Felspyramiden und Bergwände bilden, wunderbarer in ihrer Struktur und grossartiger in der Masse des darauf verwendeten Materials als die grössten Bauwerke menschlicher Hand. Wir sehen ferner da ganze Herden von Seetieren so beisammenliegend, dass man sieht, sie haben hier gelebt und sind alle von einer Katastrophe überfallen und gemeinsam in das Felsengrab eingebettet worden; oder aber wir sehen ganze Massen von Muscheln und Meerschnecken, von Seeigeln und Strahltieren, ganz so wie sie jetzt stellenweise den Saum der Küsten bedecken, und uns so das einstige Ufer verkünden, wo von Sturm und Wellen Tausende von Seebewohnern ans Land geworfen wurden. Wie es uns jetzt eine überaus grosse Freude gewährt, längs der Küste zu wandern und die ans Land geworfenen Kinder des Meeres zu sammeln und uns an ihren seltsamen Formen zu ergötzen, ebenso grosse Freude wird uns zuteil, wenn wir jene uralten Küsten besuchen. Wohl hören wir nicht mehr das Rauschen des Meeres, aber wir sehen vor uns eine noch gar viel reichere und mannigfaltigere Tierwelt als in der Jetztzeit irgendwo die Küste uns vorweist; sie enthalten die während Jahrtausenden von der Natur gemachten Sammlungen und rufen uns laut zu, dass einst auch hier der Neptun sein wunderbares Reich aufgeschlagen. Es wird unsere Phantasie unwillkürlich von demselben ergriffen, und das ganze Bild belebt sich neu in unserem Geiste. Diese Seetiere führen uns in jene Zeit zurück, wo noch eine unermessliche Meeresfläche über einen grossen Teil von Europa sich ausbreitete und in unserm Lande nur einzelne Inseln und Korallenriffe aus derselben empor tauchten. Es ist uns, als schauten wir in die endlose Fläche hinaus, als sähen wir, wie die blaue Flut in weisses Gekräusel sich verwandelt, wo sie über die Felsriffe getrieben wird; es ist uns, als sollten wir den fernen Donner ihrer Brandung hören, wenn sie

ihre Wellen über die Felsen ans Land schleudert, und ihr sanftes Murmeln, wenn sie ihr schäumendes Gewässer vom Strande zurückzieht.

Oswald Heer (1809—1883).

*

Nicht Völkerwanderungen, nein, grosse Felsenwanderungen ziehen täglich an uns vorbei, fast unbeachtet, unbemerkt, nur leises Rascheln, ein fast unhörbares Geräusch, mit dem ein Stein am andern sich reibt, verrät die Kraft, die rastlos unsere Berge dem Meere zuführt. Wem entginge wohl, der gewohnt ist, aufmerksam dem stillen Wirken der Natur zu lauschen, wem entginge wohl am Ufer unserer Flüsse, der Aare, der Emme, das leise Gespräch der Hunderttausende von Wanderern; ein glänzend schwarzer Kiesel vom Simmental huscht unvermerkt vorbei an einem weissen Feldspat von der Grimsel. Mit gelbem Schwefelkies ist er durchsetzt, wir kennen ihn, er stieg hernieder auf rauhem Wege vom Sanetsch, vielleicht ein mächtig Felsenstück, die Trümmer sind zerstreut; ein grosser Block liegt vielleicht droben noch in grünen Matten im Gsteig und andere harren ruhig im Thunersee, noch andere liegen dort bei Belp, gemengt mit tausend Kieseln aus fernen Tälern, noch andere haben schon des Juras Felsenschleuse bei Istein überschritten und rücken langsam weiter nach Mainz, nach Köln. Hier blinkt ein anderer Flitter, silberheller Glimmer aus grauer Masse; auch seine Heimat ist bekannt; hoch über Uris Grenze, am Susten, ragen kühne Hörner drohend über schwere Gletschermassen; dort blinkt's und flimmert's ähnlich; nach jedem Regengusse fällt reichliches Getrümmer in die blauen Klüfte des Gletschers; wie lange wohl die Reise währte von dort bis hier, wer weiss es? Ein roter Feldspat rückt soeben von einer kleinen Welle gedrängt nur wenig Linien weiter; vom Breithorn stammt er her; fürwahr der Weg war weit, der Sprung war kühn vom Breithorngletscher mit dem Schmadribach bis in die grause Tiefe. Und dort der graue unscheinbare Schiefer; auch er ist uns nicht fremd; wir haben uns gesehen am Schilthorn, wie behagte dir die Reise, du kühner Gast? In einem Sprunge fuhr er nieder in die Tiefe mit dem Staubbach. So begegnen sich aus hundert Tälern, von tausend Gipfeln die wandernden Gesteine oder rücken stumm vorüber. Immer stiller wird die Menge. Da, wo am Jura weisse blendende Gerölle noch frisch mit grünem Moos bedeckt sich beigesellen, sind die dunkeln Steine der Alpen schon zermalmt zu Sand, sie wandern schweigsam weiter, rote Granite vom Feldberg kommen mit, noch weiter abwärts schwarze Schiefer vom Odenwald, vulkanische Gesteine vom Lachersee, heraufgestiegen auf kurzem Wege aus dem Kern der Erde. So wandert langsam, langsam alles weiter, und müde, statt der lustigen Gesellen, die wirbelnd über Felsenwände sprangen, von Fels zu Fels, von Tal zu Tal, häuft sich ein träger Schlamm am Meer.

So werden durch Verkleinerung, durch Teilung selbst die grössten Massen am End besiegt, beweglich. Und flüssig fast, bildsame Masse, ein Ton des Töpfers, der sich gehorsam der Hand des Bildners fügt, gelangen die Gebirge in die Hand des Meeres, dessen kleinste Wellen tändelnd spielen wie ein Kind mit Trümmern von Felsen, an welchen Stürme während Menschenaltern ohnmächtig sich zerschlagen. Der Tropfen höhlt den Stein, die Zeit wird endlich Sieger.

Ludwig Rütimeyer (1825—1889).

*

Der Einfluss der Gestaltung unseres Landes auf unsere Geschichte ist einleuchtend. Ohne diesen Faltenwurf der Erdrinde wäre eine so eigenartige selbständige Entwicklung der Bewohner nicht möglich gewesen. Ohne ihn wäre nicht hier, Jahrhunderte früher als sonstwo auf der Erde, das Prinzip der ursprünglichen Gleichberechtigung aller Menschen im Gegensatz zur Leibeigenschaft und Hörigkeit hochgehalten worden. Die Falten der Erdrinde und die darin ausgespülten Täler und Terrassen sind der Herd und der Hort unserer Freiheit und unseres Vaterlandes. Mögen sie es noch lange in seiner eigenartigen Entwicklung beschützen!

Albert Heim.

*

Das Antlitz der Erde ist durch das Zusammenwirken von zwei grossen Faktorengruppen bedingt, durch die Reaktionen des Erdinnern: Dislokation und Eruption einerseits, und die Reaktionen des Aeussern: Abwitterung und Erosion andererseits. In den einen Gebieten haben mehr die einen, in andern die andern die Oberhand gewonnen. Im Schweizerlande treten uns beide in grossartiger Wirkung vor die Augen.

Albert Heim.

Nebelmeer am Pilatus.

Photo Hans König, Luzern.

